

15]

(Nachdruck verboten.)

Im Kampf für Rußlands Freiheit.

Mit den Kameraden, die ich schließlich traf, hatte ich nun wichtige Besprechungen, weswegen ich auch mit Garlamoff nicht mehr zusammenkam. Besonders erörterte ich mit einem von ihnen den Plan, einen bequemen Transport von geheimen Schriften aus dem Ausland einzurichten. Er fand den Gedanken auch gut, meinte aber, es wäre schwer, ihn in die Tat umzusetzen.

Ich erwiderte, daß ich schon eine gewisse Übung in Geschäften hätte und mich vielleicht mit meinem Gelde an einem bestehenden Transportgeschäft beteiligen könnte.

„Der Gedanke ist nicht übel,“ meinte mein Kamerad. „Erinnern Sie sich, daß in den siebziger Jahren der bekannte Revolutionär Sundelevitch an der Grenze den Schmuggel direkt als Geschäft betrieben hat, und daß alle die Schmuggler und kleinen Händler überzeugt waren, daß er bloß ein sehr geriebener Kaufmann wäre? Sie müßten sich einen Kompagnon suchen, der nicht in die Sache eingeweiht ist. Aber das alles ist sehr schwierig und riskant.“

Der Plan hatte uns so interessiert, daß wir alle Möglichkeiten besprachen und schließlich zu der Ueberzeugung kamen, es wäre das Beste, wenn ich mir einen neuen Paß beschaffen, dann hier in Moskau in ein Transportkontor eintreten und diese Branche genau erlernen würde. Wir taten denn auch alle Schritte, um sofort die Taufe, wie wir es nannten, zu vollziehen.

Es gelang uns in der Tat, in ein paar Tagen eine einwandfreie Legitimation zu erhalten. Ich wohnte während dieser kurzen Zeit bald bei dem einen, bald bei dem anderen Kameraden. Nachdem ich meinen neuen Paß bekommen hatte, suchte ich mir ein möbliertes Zimmer, da ich in Moskau, ob es nun zur Ausführung des Planes käme oder nicht, einige Zeit bleiben wollte.

Von Petroff hatte ich auf Umwegen die Nachricht erhalten, daß unsere plötzliche Abreise aus Petrovka doch Verdacht erweckt hatte. Er riet mir, sehr vorsichtig zu sein und nicht in der Nähe von Petrovka zu erscheinen. Von Anna Michailowna und Abramoff fehlten Nachrichten, so daß ich zu ihnen nicht reisen konnte.

Vor die Wahl gestellt, entweder in ein Fabrikkontor oder in eine große Transportgesellschaft einzutreten, entschied ich mich für das letztere, da die Gesellschaft eine ausländische Abtheilung hatte, was mir sehr zu statten kommen konnte. Ich war selbst erstaunt, daß ich mich so schnell in das Bureau einarbeitete, und nach kurzer Zeit erhielt ich die ausländische Abtheilung, da ich fremde Sprachen kannte. Das gab mir auch die Möglichkeit, schon um sechs Uhr abends frei zu sein.

Es waren so vielleicht drei Monate vergangen. Während dieser Zeit wurde ich mit meinem Zimmernachbar, einem Studenten der Rechte, näher bekannt und lernte auch seine Kameraden kennen. Ich aß mit ihnen zu Mittag, einige Abende in der Woche ging ich zu ihnen, oder sie kamen zu uns, und ich lernte dadurch die Studentenbewegung kennen.

Politisch war ich schon genug geschult, um zu sehen, daß die Studentenbewegung rein akademischer Natur war und für Sonderfreiheiten kämpfte. Mich aber interessierte die politische Freiheit des gesamten Volkes; es lag daher für mich kein Grund vor, auch dieser Bewegung, die doch nur Freiheiten für einen winzigen Teil der Gesellschaft anstrebte, behilflich zu sein. Ich nahm aber an ihren Unterhaltungen teil und versuchte, ihnen zu erklären, daß die akademische Freiheit und die Autonomie der Universität nur dann erreicht werden könnten, wenn Rußland politisch frei würde. Doch wurde mir von einigen erwidert, daß ihre Angelegenheit rein studentisch sei, sie wollten mit den Revolutionären nicht gemeinsame Sache machen. Dadurch konnten sie sich nur schaden.

Trotzdem ich mich sehr vorsichtig behielt und meine politischen Kameraden selten in ihrer Wohnung aufsuchte, vielmehr meistens in Restaurants mit ihnen zusammenkam, war mir doch eines Tages, als ob ich beobachtet würde. Ich beschloß, aufmerksam zu sein. Am nächsten Morgen, als ich in mein Kontor gehen wollte, drehte ich mich wie zufällig um

und merkte, daß mir eine verdächtige Person folgte. Ich nahm eine Droschke, schaute mich, nachdem ich ein Stück gefahren war, wieder um, und sah, daß mir mein Verfolger in einer zweiten Droschke nachgefahren war.

Aus dem Bureau zurückgekehrt, raffte ich alles Verdächtige, was ich in meiner Wohnung hatte — es waren ein paar verbotene Broschüren — zusammen, packte sie in ein wasserdichtes Wachsstück und versteckte sie, nachdem im Hause alles still geworden war, oben im Wasserreservoir des W.C. mit der Absicht, sie am nächsten Tage entweder fortzubringen oder zu vernichten. Leider konnte ich am nächsten Morgen das Paket nicht hervorholen, ohne Aufsehen zu erregen. Ich glaubte aber nicht, daß eine Haussuchung am Tage vorgenommen werden würde, und daß ich etwas zu befürchten hätte. Ich wollte das Paket nach meiner Rückkehr beiseite schaffen. Aber es gelang mir nicht, diese Absicht auszuführen, denn ich erhielt, kurz bevor ich das Kontor verlassen wollte, die Nachricht, ein Kamerad erwarte mich in einer Konditorei. Ich ging dort hin; es waren wichtige Nachrichten von Abramoff und Anna Michailowna eingetroffen, sie baten mich, in etwa drei Wochen zu ihnen zu kommen.

Es war schon spät geworden, als ich nach Hause zurückkehrte, und als ich das Tor passierte, bemerkte ich meinen Verfolger im Gespräch mit einer zweiten verdächtigen Person.

In meinem Zimmer angekommen — ich wohnte Parterre — ließ ich die Gardinen herunter, schaute noch einmal meine Sachen durch, fand aber nichts Verdächtiges und legte mich zu Bett. Kaum hatte ich das Licht ausgelöscht, so hörte ich, wie jemand an meinem Fenster sich etwas zu schaffen machte, hielt es aber für eine Täuschung meiner überreizten Nerven. Da öffnet sich plötzlich die Tür vom Zimmer meines Nachbarn, und der Student flüstert mir zu:

„Wissen Sie, daß unser Haus umstellt ist? Wahrscheinlich wird bei mir oder bei Ihnen Haussuchung gehalten werden, denn sonst weiß ich nicht, warum die Kerle an meinem Fenster herumlungern. Ich habe sie hinter der Gardine bemerkt.“

Er war kaum in sein Zimmer zurückgekehrt, als es sehr stark schellte. Ich hörte, wie die Wirtin öffnete; verschiedene Stimmen erklangen, und mehrere Leute kamen den Korridor entlang nach meinem und meines Nachbarns Zimmer. Da wurde die Tür geöffnet. Ich stellte mich, als ob ich schlief, hatte aber bereits blühende Knöpfe und Säbel bemerkt.

„Hier wohnt der Herr,“ sagte meine Wirtin.

Ich öffnete die Augen und setzte mich in meinem Bett aufrecht. Vor mir stand ein Gendarmenoffizier, hinter ihm ein paar Gendarmen und die zwei verdächtigen Personen, die ich vorher am Tor bemerkt hatte.

„Sie heißen Alexeïff?“

„Ja.“

„Ich muß bei Ihnen Haussuchung vornehmen.“

„Kann ich den Befehl sehen?“ fragte ich.

„Bitte, hier ist er.“

„Sagen Sie doch dem Gendarmen, bitte, er möchte mir meine Brille reichen, — auf dem Tisch dort liegt sie.“ Der Offizier sah mich erstaunt an. Der Gendarm gab mir die Brille. Ich las den Befehl durch.

„Bitte, tun Sie Ihre Pflicht.“

Die Haussuchung dauerte über eine Stunde. Ich war sehr ruhig und gefaßt, — es lag ja kein Grund vor, mich zu verhasen. Sie wußten auch offenbar nicht, daß ich früher unter dem Namen Michailoff gelebt hatte, denn sonst hätten sie etwas geäußert. Wenn sie mich verhafteten, dann war alles verloren, denn im Gefängnis würde ich sehr bald erkannt werden, — man würde mich photographieren, die Photographie nach Petersburg senden und dort feststellen, daß ich aus Wexen geflohen sei.

Bei dem Studenten wurde auch alles untersucht, aber ohne Resultat. Auf dem Korridor blieb der Rittmeister plötzlich stehen und fragte:

„Was sind das für Räumlichkeiten?“

„Das ist die Speisekammer, und hier ist das W. C.,“ sagte die Wirtin. „Dort können sie aber nichts versteckt haben, denn dazu habe ich die Schlüssel,“ was aber den Rittmeister nicht abhielt, doch einen Blick hineinzuworfen.

Nun trat wieder Ruhe in unserem Hause ein. Aber weder ich noch mein Nachbar konnten schlafen. Auf allen Bieren, damit man seinen Schatten nicht bemerke, kam er zu mir gekrochen und unterhielt sich mit mir noch eine Zeitlang im Dunkeln.

Am nächsten Morgen machte mir meine Wirtin eine Szene und äußerte ihre Unzufriedenheit bald in der Weise, daß sie mich in der Miete steigerte. Ich frühstückte noch, als ein Schutzmann erschien und mir die Weisung brachte, ich möchte aufs Polizeiamt kommen. Ich ging hin, es wurden aber nur meine Personalien genau festgestellt.

(Fortsetzung folgt.)

Naturwissenschaftliche Uebersicht.

Von Dr. C. Thesing.

Wenn man über den herrlichen Golf von Neapel fährt und eins der zahllosen Stücke Treibholz oder Bimstein aus den azurnen Fluten fischt, dann findet man die im Wasser hängende Unterseite häufig bedeckt mit eigentümlichen Geschöpfen. Sind es Muscheln? Fast möchte man sie dafür halten und dennoch spricht manches dagegen und hält einen ab, ein endgültiges Urteil zu fällen. Ein kerber, lederartiger Stiel, fest auf der Unterlage angeheftet, trägt eine klaffende Schale, die sich aus mehreren kräftigen Kalkplatten zusammensetzt. Aus dem oberen Teile der Schalen ragen weit hervor dünne, rankenartige Fäden. Auch Schiffe, die von langer Reise aus fernen südlichen Gewässern heimkehrend, in unsere Häfen einlaufen, bringen häufig auf ihren Planen festgewachsen in reicher Anzahl diese rätselhaften Organismen zur Heimat. Seit Alters hat ihnen der Volksmund den Namen Entenmuschel gegeben und darunter sind sie wohl bekannt geworden. Dieser Name knüpft sich an eine alte Fabel des frühen Mittelalters. Sollten sich doch aus den Entenmuscheln die Vernikalgänse entwickeln. Geschicht wußten sich die Mönche des Mittelalters dieses Märchen zunutze zu machen, um sich eine schmachtige Fastensperre zu verschaffen. Nach den älteren Anschauungen, die sich in gemildeter Form selbst bis ins vorige Jahrhundert herübergerettet hatten, hielt man alle Lebewesen, die keiner freien Ortsbewegung fähig, sondern festgewachsen waren, für Pflanzen, während die Bewegungsfreiheit das sicherste Merkmal für die Tiere bildete. Aus diesem Grunde wurden Korallen und Seerosen, Schwämme, Wehrtierchen und Manteltiere usw. bis in die neuere Zeit den Kindern Floras zugerechnet. Wer durfte da zweifeln, daß auch die an ihren Wohnsitz gebannten Entenmuscheln Pflanzen waren? Galt das aber als erwiesen, dann konnten auch Gänse und Enten, die aus ihnen hervorgingen, unmöglich als Tiere angesprochen werden und dem ungehörten Genuß auch dieser so wohlschmeckenden „Pflanzen“ stand kein Verbot entgegen. Man muß sich nur zu helfen wissen.

Die systematische Stellung der Rankenfüßer (Cirripeden), von denen die Entenmuschel, *Lepas anatiferra*, nur die bekannteste Art ist, war lange Zeit von einem undurchdringlichen Schleier umhüllt. Fast allgemein rechnete man die Tiere, das sagt ja schon der Name, den Muscheln zu. Die kalkigen Panzerplatten, welche den Körper der Rankenfüßer umschließen und in der Tat mit Muschelschalen Ähnlichkeit haben, gaben Anlaß zu dieser Verirrung, die sogar von einem so bedeutenden Forscher wie Georges Cuvier noch geteilt wurde. Und wahrlich dieser Irrtum ist sehr wohl zu verstehen, entfernen sich die Cirripeden doch so weit von dem Wilde, das wir uns auf Grund der übrigen bekannten Krustentiere von dieser Klasse entworfen haben, daß einem unwillkürlich immer von neuem Zweifel an ihrer Zugehörigkeit zum Stamme der Krebse aufsteigen. Erst die Kenntnis der Entwicklungsgeschichte muß alle Bedenken niederschlagen, und sie war es denn auch, die zur richtigen Einsicht führte.

In dem Entwicklungsgange aller niederen Krebse, der sogenannten Entomostraken, tritt nämlich eine eigentümliche, freischwimmende Larve auf, der Nauplius. Es ist ein kleiner munterer, ungliedertes Gefelle, der mit Hilfe seiner drei Paar Gliedmaßen — das vorderste Paar ist einfach, die beiden hinteren aber zweiflüchtig und gute Rudersüße — lustig im Wasser umherschwimmt. Auffallend ist uns an der Larve noch im Gegensatz zu den erwachsenen Krebse ein mitten auf der Stirn gelegenes unpaariges „Zyklopenauge“. Durch eine mehr oder minder entwickelte, allmähliche Umwandlung (Metamorphose) geht aus dem Nauplius dann das fertige Tier hervor und so ähnlich die Larvenformen sind, so verschieden kann das Aussehen der ausgebildeten Kruster sein. Da nun auch die Entenmuscheln aus einem derartigen Nauplius sich entwickeln, so ist damit über ihre systematische Zugehörigkeit entschieden und kein Zweifel möglich, daß es wirklich echte Krebse sind.

Ich sagte vorhin, in dem Entwicklungsgange aller niederen Krebse träte ein Naupliusstadium auf. Da könnte mich leicht einer meiner Leser eines Fehlers überführen; man soll mit solcher Allgemein gehaltenen Behauptungen doch immer etwas vorsichtig sein. Vielleicht hat der eine oder andere schon selbst einmal die allbekannten Wasserflöhe oder Daphniden gezüchtet und unter dem

Mikroskop beobachtet. Ein Wunder wäre es nicht, bilden die tierlichen Tierchen doch das beliebteste Futter für unsere Süßwasser-Aquarienfische. Ist das aber der Fall, so wird mir der betreffende triumphierend entgegenhalten, daß bei den Daphniden von einer Naupliuslarve keine Rede wäre, vielmehr die jungen Tiere gleich in der Gestalt der Erwachsenen das Ei und den Brutraum der Mutter verlassen. Gemach, das ist schon richtig und trotzdem bleibt die Wahrheit auf meiner Seite. Ein freischwimmender Nauplius wird freilich bei den Wasserflöhen nicht gebildet, wohl aber wird in der Eischale, eingeschlossen vom Embryo, ein typisches Naupliusstadium durchlaufen. Ja die Daphniden sind geradezu Musterbeispiele für das zähe Festhalten der Ontogenese (d. h. der speziellen Entwicklung jedes einzelnen Lebewesens) an früheren Stadien der Phylogenese (Stammesentwicklung), selbst wenn veränderte Lebensbedingungen usw. die betreffende Einrichtung überflüssig gemacht haben. Die Tiere werden dadurch auch zu wertvollen Zeugen für die Wahrheit der Abstammungslehre.

Es ist bekannt, daß die heranwachsenden Krebslarven und jungen Krebse sich beim Heranwachsen mehrfach häuten. Der Zweck der Häutung liegt hauptsächlich darin, dem Tiere ein Größenwachstum zu ermöglichen, dem sein fester Chitinzug ein unüberwindliches Hindernis entgegensetzt. So sehen wir also den jungen Kruster im wahren Sinne des Wortes von Zeit zu Zeit aus seiner Haut fahren, doch nicht eher, als bis sich unter dem alten, starren Harnisch ein neuer, anfangs sehr dehnbarer Panzer angelegt hat. Fast in demselben Augenblick des Ausschlüpfens nimmt das Tier, bisher in seiner Haut aufs äußerste zusammengepreßt, plötzlich gewaltig an Größe zu. Geradezu erstaunlich ist es, seinen nunmehrigen Umfang mit dem der soeben verlassenen Schale zu vergleichen. Man begreift es nicht, wie das Tierchen darin überhaupt Platz finden konnte. Allmählich erhärtet jedoch auch das neue, weiche Kleid und damit ist bis zur nächsten Häutung dem Wachstum wieder ein natürlicher Kiegel vorgeschoben.

Wenden wir uns jetzt zurück zu unserem Naupliusstadium im Ei. So wunderbar es klingt, auch dieses macht im bestimmten Alter eine Häutung durch, eine Häutung, deren Zweck vollkommen verfehlt wird, da die starre Eischale ja eine Größenzunahme ausschließt. Läßt sich dieses anders verstehen, als daß auch die Daphniden gleich den anderen Krebse in alten Zeiten einen freilebenden Nauplius besaßen? Kann diese zwecklose Häutung im Ei etwas anderes sein, als ein zäh erhaltener Ueberrest einer einst für das Leben bedeutungsvollen Einrichtung?

Alljährlich werden die jungen Studenten der Zoologie an der Berliner Universität auf einer der zahlreichen wissenschaftlichen Exkursionen herausgeführt an die freundlichen Ufer des Tegeler Sees, um hier die interessante Kleintierwelt zu studieren. Süßwasserschwämme, verschiedene Krebse und Insektenlarven sind rasch erbeutet. Jetzt reicht der Leiter der Exkursion ein wassergefülltes Glas herum. Scheinbar enthält es überhaupt kein lebendes Wesen, nur hin und her entdeckt ein scharfes Auge kleine, bräunliche Pünktchen, die sich ruckweise fortbewegen. Nun wird der ganze Inhalt des Glases durch ein feines Sieb geschüttelt, und wo wir nur klares Wasser vermuteten, bleibt ein ganzer Haufen glasheller, zappelnder Tierchen zurück. Nehmen wir eine Lupe zur Hilfe, dann erkennen wir zahlreiche, etwa einen Zentimeter lange Krebschen, Angehörige der Daphnidengattung und wahre Riesen unter ihresgleichen. Der Name dieser zarten Geschöpfe ist *Leptodora hyalina*, ihr Verbreitungsgebiet zahlreiche Süßwasserseen Europas und Nordamerikas. Man kann sich kaum einen besseren Fall von Anpassung eines Tieres an seine Umgebung denken wie bei *Leptodora*. Der glasklare Körper von dem gleichen Lichtbrechungsvermögen wie das Wasser läßt das Tierchen in seinem Elemente fast unsichtbar werden. Ein unschätzbare Vorteil, da das Tierchen auf diese Weise leicht feindlichen Nachstellungen entgeht, sich selbst aber unbemerkt an seine Beute, andere kleine Krebse, heranzuschleichen vermag. Nur der von Nahrung erfüllte Magen konnte nicht, aus leicht begreiflichen Gründen, die Tarnkappe der Unsichtbarkeit erwerben. Die winzigen bräunlichen Striche, die wir vorhin in dem von *Leptodora* bevölkertem Glase wahrnahmen, waren denn auch nichts anderes als die in lebhafter Verdauung befindlichen mit Speise gefüllten Mägen.

Gleich ihren Verwandten, den übrigen Daphniden, produziert auch unser Krebschen zwei verschiedene Arten weiblicher Fortpflanzungszellen, die man als Sommer- und Winter Eier unterscheidet. Während aus den ersteren in ganz normalem Verlauf die jungen Tiere vollständig fertig ausgebildet schlüpfen, das Larvenstadium also in der Eischale durchlaufen wird, entsteht aus dem Winter Eier der *Leptodora* ein freischwimmender Nauplius, den erst allmähliche Metamorphose zum reifen Tiere werden läßt. Ich meine, ein schlüssiger Beweis für unsere Anschauung läßt sich kaum finden. Der Grund, der diese Verschiedenheit bedingt, ist wahrscheinlich darin zu suchen, daß die Winter Eier im Gegensatz zu der anderen Eiform bereits frühzeitig aus dem mütterlichen Körper ausgestoßen werden. So kommt es, daß der Nahrungsdotter für die ganze Ausbildung nicht ausreicht, soll das junge Krebslein in seiner Eischale nicht elendiglich verhungern, so muß es schon auf diesem frühen Entwicklungsstadium selbständig für sein Leben sorgen. Die Sommer Eier dagegen erhalten in der mütterlichen Bruttasche bis zuletzt reiche Nahrung von ihrer Mutter und können deshalb ruhig in der Eischale verharren.

Kleines feuilleton.

„**Deforation**“ und kein Ende. DBK. Der Begriff „**Deforationsdivan**“ besagt so ziemlich alles. Ihm schließt sich eine lange Reihe von Objekten würdig an, deren wesentliche Bestimmung darin liegt, „**deforieren**“. Wir finden Deforationsteller, die niemals Speise fassen können, Deforationsvasen und ebensolche Krüge, die weder Blumen noch Wasser oder Wein aufzunehmen geeignet sind, „**Deforationssäulen**“ an den Schrankeüren, die nichts tragen, sondern nur angeklebt sind und mit den Türen auf- und zugehen, Zigarrenabschneider, die mit dem Kopf Bismards oder Roltkes „**deforieren**“ sind, Biergläser mit aufgemalten blauen Zwetschen, andere Gläser oder Krüge, die den Leib eines Pfäffleins oder eines Gnomen vorstellen, Glasmalereien, die keine sind, sondern klägliche Imitationen, an die Fenster Scheiben zu hängen, um das ohnehin spärliche Tageslicht aus unseren Großstadtwohnungen gänzlich zu bannen, Blumen und Pflanzen, den Lebenden, echten, getreulich nachgebildet, künstliche Palmen mit verzweifelt ausgestreckten starren Blätterfingern, Blattwerk und Girlanden an allen Formen und Gefäßen, und in harmonischem Wett-eifer mit all diesem Unrat schlechte Bilder, japanische Schirme, Fächer usw., mit denen die Wände „**geschmückt**“ sind.

Der kategorische Imperativ „**Schmücke Dein Heim!**“ ist der Urheber dieses erborgten fälschlichen Luxus, aber wir finden es auf den Straßen nicht besser. Gerade hält der Postwagen vor dem Hause, der Blick fällt auf das kleine Jalousienfenster, das unbegreiflicherweise an dem Wagen angebracht ist. Aber es ist gar kein wirkliches Fenster, es ist nur — aufgemalt. Wozu? Darauf gibt es ebensowenig eine befriedigende Antwort wie auf die Frage, welchen Sinn die winzigen Balkons und Erker an den Häusern haben, die so klein sind, daß sie keines Menschen Fuß betreten kann. Sie dienen augenscheinlich bloß als „**Deforation**“, wie jene lächerlichen, maulaufreizenden Masken, mit denen die Hausfassaden bis ins oberste Stockwerk „**verzieren**“ sind. Wie das Innere und Äußere der Läden ist, so sind natürlich auch die neuen Straßen und Plätze, die Parlamlagen und Monumente haben, die nichts weiter vorstellen, als sogenannte „**Deforationen**“.

Die Vorgesprochenen wehren sich und erklären: Bitte, der Deforationsdivan ist überwinden, wir haben ein englisches Zimmer! Das englische Zimmer hat einen mächtigen Kamin, von einem riesigen Feuermantel überwölbt, darunter ein offenes Kohlenfeuer, oder nicht? Ach nein, es ist Gasheizung, auf künstliche Weise Kohlenheizung vortäuschend, und statt des Deforationsdivans findet sich ein sogenannter Bierstrahl vor, mit getriebenen Kupferbändern, die aber nichts zu halten haben, sondern an den Türen, die in Scharnieren laufen, angenagelt sind!

Wozu der Feuermantel, wozu das künstliche Kohlenfeuer, wozu der Bierstrahl, wozu die angenagelten Kupferbänder? — Darauf hört man die stehende Antwort: Weil's halt so schön ist — wissen Sie — der Deforation wegen!

Man sieht, diese Modernisierung gibt dem Deforationsdivan und dem ganzen alten Schmas nichts nach.

Stellen sie ein wirkliches Kunstwerk hinein, so sieht es in solcher Umgebung doch nichts gleich.

Der Unfug hat keine Grenzen; er wird in seinem ganzen Umfang offenbar werden, wenn es wirklich einmal gelingen sollte, die Kultur wieder auf sachliche Grundlagen zu stellen. Zu diesem Zweck ist noch alles neu zu machen vom Kleinsten bis zum Größten: die ganze Welt ist neu zu bauen.

Dann wird ein Staunen sein über die Macht, die das echte Kunstwerk in einer solchen sachlichen Umgebung ausströmt.

Jos. Aug. Zug.

Literarisches.

Der Dichter und die Geisteskrankheiten. Alle Forschungsgebiete, für die das Verständnis der Menschennatur eine wesentliche Voraussetzung ist, müssen sich mit dem Gedanken vertraut machen, daß es sich im Leben nicht einfach um den Gegensatz geistig Kranker und geistig Gesunder handelt, sondern daß es zahllose Zwischenstufen gibt, und daß selbst beim anscheinend normalen Menschen zu gewissen Zeiten und unter bestimmten Umständen psychische Veränderungen auftreten, die nicht als normal bezeichnet werden können. Wenn der Literaturhistoriker, Geschichtsforscher oder Jurist diese Erfahrungen berücksichtigen muß, so muß es andererseits auch durchaus begreiflich und gerechtfertigt erscheinen, wenn der Dichter, insbesondere der Dramatiker, der doch ins volle Menschenleben greift, um es künstlerisch zu verklären, die krankhaft veränderte Psyche in den Kreis seiner Betrachtung zieht. Die Geisteskrankheit auf der Bühne ist durchaus keine Errungenschaft der Neuzeit. Schon Sophokles hat den rasenden Oias besungen, Shakespeare schuf einen Hamlet, einen Lear, eine Ophelia, lauter unabweisbar kranke Persönlichkeiten; auch Schillers Jungfrau von Orléans weist Symptome von Geisteskrankheit, Halluzinationen und ekstatische Zustände auf. Man könnte ja meinen, daß der Irrsinn eigentlich kein dramatisches Interesse hat, da bei ihm jede Motivierung ausgeschloffen ist. Tatsächlich bringt auch der Dramatiker nicht von vornherein irrsinnige Personen auf die Bühne. Die Geisteskrankheit bricht gewöhnlich erst im Laufe der dramatischen Entwicklung aus und erscheint oft als Folge vorausgegangener Ereignisse. Viel dankbarer ist die Darstellung jener Grenzzustände zwischen Gesundheit und Krankheit, die uns im wirklichen Leben am häufigsten begegnen. Solche problematische

Naturen haben unter den modernen Dramatikern namentlich Ibsen gefesselt. Natürlich ist es keine leichte Aufgabe für den Dichter, derart krankhafte Persönlichkeiten richtig zu zeichnen. Es gehören dazu recht eingehende Kenntnisse auf dem Gebiete der Psychopathologie, über die auch der begabteste Dichter und feinste Beobachter nicht ohne weiteres verfügt. Es ist daher recht lehrreich, den Ausführungen des bekannten Psychiaters Professor Wegandt in der Wochenschrift „**Umschau**“ (Frankfurt a. M.) über die psychopathischen Persönlichkeiten der Dramen Ibsens zu folgen. Er hebt unter anderem hervor, daß die krankhaften Züge Dr. Ranks in „**Nora**“ ein wenig verzeichnet seien. Auch sei es für den Sachverständigen nicht recht klar, wie es dem an „**Rückenmarkschwindsucht**“ leidenden Dr. Rank gelingen könne, an sich selbst festzustellen, daß es mit ihm bald zu Ende sei; denn die beiden wichtigsten diagnostischen Hilfsmittel, die Augenpiegeluntersuchung und die Prüfung der Rückenmarkslüssigkeit könnte er nicht an sich selbst vornehmen. Schließlich erscheint die Vererbungsfrage in einem schiefen Lichte. Rank soll erheblich belastet sein; aber die Rückenmarkschwindsucht auf Grund angeborener Anfechtung bricht nicht erst in dem Alter aus, in dem Dr. Rank steht, sondern schon im recht jungen Jahren. Dasselbe Problem spielt auch in den „**Gespensern**“ eine Rolle, und auch in diesem Falle ist es höchst unwahrscheinlich, daß die ererbte Krankheit sich bei Oswald erst im Alter von 26 oder 27 Jahren geltend machen sollte. Die leicht Abnormen hat Ibsen viel treffender gezeichnet, z. B. die zahlreichen psychopathischen Persönlichkeiten der „**Wildente**“, die „**Hedda Gabler**“, diese hysterische Kanaille, wie Wegandt sagt, und andere mehr. Wegandt ist nun der Meinung, daß eine nicht allzu krasse Verzeichnung in der Schilderung krankhaften Seelenlebens nicht schwer ins Gewicht fällt, da nur ein sehr geringer Teil des Publikums imstande ist, derartige Fehler zu bemerken. Das Publikum läßt sich ja auch die Turmuhr im „**Julius Cäsar**“ gefallen, allerdings pflegt man zu lächeln, wenn im „**Wintermärchen**“ von der Küste Böhmens die Rede ist. Derbe Versehen in der Psychopathologie müssen allerdings ebenso wie derbe Anachronismen unbedingt vermieden werden.

Aus der Pflanzenwelt.

— **Proletarier unter den Zimmerpflanzen.** Zu den anspruchslosesten und dennoch dankbaren Zimmerpflanzen zählen die Kakteen und Sukkulente, zwei Pflanzengruppen, die sich mit Recht großer Beliebtheit bei manchen Pflanzenliebhabern erfreuen, von vielen aber auch fast unbeachtet bleiben. Der meist äußerst originelle Bau dieser Pflanzen muß ein stets wachsendes Interesse hervorrufen. Da auf kleinem Raum recht viele Exemplare dieser Sonderlinge untergebracht werden können und auch nur wenig Pflege erforderlich ist, sollte man sich in jenen Kreisen, wo wenig Raum und Zeit für die Pflanzenliebhaberei übrig bleibt, sich gerade recht viel mit Kakteen und Sukkulente beschäftigen.

Wenn diese Pflanzen auch nur wenig Pflege beanspruchen, so darf dabei nicht übersehen werden, daß diese Pflege eine zweedmäßige sein muß, will man an seinen Lieblingen rechte Freude erleben. Solche zweedmäßige Pflege zu fördern, soll Aufgabe dieser Zeilen sein. Hauptbedingung für ein erstrebliches Resultat bei der Pflege dieser Pflanzen ist ein sonniges Fenster. Kann man im Winter für seine Pfleglinge nicht in einem Zimmer die Temperatur dauernd auf etwa 6 bis 8 Grad Wärme halten, so ist der Platz vor dem Küchenfenster der beste Standort. Wie viele andere Pflanzen, so bedürfen auch die Kakteen im Winter der Ruhe. Sie werden jetzt etwa alle zwei Wochen mit abgestandenem, lauwarmem Wasser gegossen und mittels einer feinen Spritze überbraust. Die Erde muß in wenigen Tagen wieder trocken sein.

Ein Umsehen der Pflanzen ist bei kleineren alle zwei, bei größeren alle drei oder vier Jahre notwendig. Die Töpfe sollen nie größer sein, als daß die Wurzeln bequem hineinpassen. Die nötige Erde besorgt man sich am besten beim Gärtner. Etwas Kaltschlamm, Holzasche und kleine Ziegelsplättchen sollen stets unter die Erde gemischt sein. Beim Umsehen, welches man im April vornimmt, ist darauf zu achten, daß das Wasserabzugsloch des Topfes nicht verstopft wird und daß die Pflanze nur mit den Wurzeln in die Erde kommt. Stehen die Pflanzen nicht fest, so ist mittels kleiner Stäbchen die erforderliche Stütze zu geben.

Für den Sommer richtet man ein Plätzchen außerhalb des Fensters durch ein paar Bretterstücke her, oder man wählt ein Fenster, welches man weit offen halten kann, denn die Kakteen verlangen im Sommer viel Licht und Luft zu gedeihlicher Entwicklung. Die Pflanzen müssen jetzt so aufgestellt werden, daß sie unberührt stehen bleiben können. Wiederholtes Umstellen würde dem Wachstum hinderlich sein. Liegt das Fenster, in welchem die Kakteen stehen, genau nach Süden, so werden die Töpfe mit Moos abgedeckt, damit die Sonnenstrahlen nicht gar so arg auf die Töpfe brennen. Im Mai und Juni wird es sich empfehlen, die brennenden Strahlen der Mittagssonne durch Herablassen der Vorhänge oder durch Ueberlegen von Papier von den Pflanzen abzuhalten. Doch muß man die Pflanzen nach und nach auch an das volle Sonnenlicht gewöhnen. Jeden Abend werden die trockenen Töpfe mit abgestandenem Wasser gegossen und die Pflanzen mit der feinen Spritze leicht überbraust. Wird gegen Herbst die Witterung kühl, so müssen die Pflanzen von dem offenen Fenster fortgenommen, sie dürfen dann der Außenluft nicht mehr ausgesetzt sein.

Wer dieser Art keine Kakteen und Sukkulente behandelt, wird sicher Freude an ihnen haben. Das Wachstum ist zwar bei den

meisten Arten ein relativ geringes, aber um so entzündender ist die alljährlich sich einstellende Blumenpracht.

Will man für die Vermehrung seiner Sammlung sorgen, so stehen außer Kauf zwei Wege offen: die Vermehrung durch Ableger und durch Samen. Die Ableger werden am besten im Frühjahr beim Umpflanzen gemacht. An der Mutterpflanze lose sitzende Ableger werden abgetrennt, die fester sitzenden müssen mit scharfem Messer abgeschnitten werden. Diese Ableger bleiben in paar Tage am Fenster liegen, bis die Abtrennungsstelle gut abgetrocknet ist, und werden dann in ganz flache Schalen oder in kleine Töpfe gepflanzt, und zwar nur ganz flach. Die rundlichen Ableger werden einfach auf die Erde gesetzt. Ueber die eingepflanzten Ableger stülpt man eine Glasplatte, damit eine möglichst gleichmäßige Temperatur geschaffen wird. Vor starken Sonnenstrahlen sind die Ableger zu schützen, auch ist mit dem Gießen recht vorsichtig zu verfahren.

Die Vermehrung durch Samen geht zwar recht langsam von statten, ist aber trotzdem recht interessant und auch äußerst lohnend. Ein flacher Topf wird zur unteren Hälfte mit Holzkohle, zur oberen mit feingehiebter Erde gefüllt. In letztere hinein werden dann einzeln die feinen Samenkörner gebettet, doch nicht zu tief. Ueber den Topf wird dann eine Glascheibe gedeckt. Die Erde ist durch Besprühen gleichmäßig feucht zu halten. Natürlich kommen die Töpfe an ein sonniges Fenster. Sobald die entstehenden Sämlinge an die Glascheibe zu stoßen drohen, vertauscht man diese mit einer Glasglocke. Die Erde wird öfter aufgelockert werden müssen. Mit fortschreitendem Wachstum wird weniger oft, dafür aber um so reichlicher gegossen. Die Glasglocke bleibt auch im ersten Winter über den Pflänzchen. Im zweiten Frühjahr werden diese umgesetzt und abermals mit Glas bedeckt. Erst im Laufe des Sommers werden die Pflanzen allmählich an die Luft gewöhnt und endlich kann die Glasglocke ganz entfernt werden. Im dritten Frühjahr kommen die Pflanzen einzeln in Töpfe und werden dann gleich ihren Eltern behandelt. Sehr originell wirkt es, wenn man einige Samenkörner verschiedener Rassen in eine halb mit Erde gefüllte Medizinflasche auslät. Die Samen keimen und man kann unter Umständen jahrelang sein Vergnügen an den Pflänzchen in der Flasche haben.

Technisches.

Tauchertwesen in alter und neuer Zeit. Schon im alten Rom bildeten, nach Wilhelm Krebs, die Tibertaucher (Urinatores) eine geschlossene Gilde, eine Art Vergungsberein, dem die Rettung gesunkener Güter oblag. Wir wissen auch aus verschiedenen Andeutungen von Schriftstellern, daß den antiken Marinetauchern eine nicht unbedeutende Rolle im Seekriege zugewiesen war. Etwa 2300 Jahre hindurch schritt indessen die Taucherei nicht voran. Erst im Jahre 1670 gab Galley der Taucherglocke eine leichtere und handlichere Form. Galley und seine vier Gefährten hielten sich mit diesem Apparat in einer Tiefe von 15 bisweilen sogar von 20 Metern eine halbe Stunde lang auf. Er gestattete anhaltende Bau-, Untersuchungs- und Vergungsarbeiten unter Wasser. Die bald folgende Vervollkommnung einer Druckpumpe ermöglichte es zuerst einem englischen Ingenieur Smeaton, die Luftzufuhr in die Taucherglocke durch Einpumpen zu erleichtern. Mit den Pumpen kamen als weitere Neuerungen auch die Ventile. Dank diesen und anderen Neuerungen werden heute staunenswerte Leistungen im Tiefstauchen erreicht. Der eigentliche Tiefereford beträgt 62½ Meter, die ein britischer Taucher, Hooper, bei einer Schiffsbergung nahe dem Kap Horn erreicht haben soll. 62 Meter sollen auch von russischen Tauchern bei Vergungsarbeiten am Kriegsschiff „Russalki“ im Finnischen Meerbusen erreicht sein. Sicherer sind die 26 Faden oder 48 Meter, die unserem Gewährsmann vom Nordischen Vergungsberein in Hamburg als seine in spanischen Gewässern erzielte Höchstleistung im Tiefstauchen angegeben wurden. Von dem Londoner Akademiker Hill werden neuerdings nach Angabe der englischen Tauchergesellschaft u. Gorman angeführt als Rekorde der Taucher Lambert und Richard 49 Meter, des Tauchers Crostade 52 Meter, des Tauchers Walker 59 Meter. Ein fünfter Taucher gelangte bis 68 Meter, hatte diese Leistung aber mit dem Leben zu bezahlen. Der Mitarbeiter Hills, Mr. R. Greenwood, hielt sich bei Kompressionsversuchen in einem auf Kosten der Firma Siebe u. Gorman gebauten Apparat etwas mehr als 20 Minuten unter einem Druck von 90 Pfund, entsprechend dem einer Wassersäule von 61 Metern auf. An Folgen hatte er, nach der vorgeschriebenen, mehr als zweistündigen Dekompression und nach sachgemäher Massage nur leichte Nervenschmerzen von 1½ Stunden Dauer auszustehen. Bei gebührender Vorsicht setzt Hill die mögliche Grenze des Tiefstauchens, mit dem üblichen Atem unter Druck, auf 107 Meter. Denn unter 10 Atmosphären Druck gewinnt der Sauerstoff eine Spannung, die den Stoffwechsel im Blute lähmt und nach Versuchen an Tieren innerhalb 20 Minuten lebensgefährliche Krämpfe veranlaßt. Bei Voruntersuchungen zu einem geplanten Brückenbau über den Kanal zwischen England und Frankreich wurden im Mai 1894 auch Taucherversuche veranstaltet. Da diese von einer Kommission der medizinischen Fakultät in Bordeaux überwacht wurden, lieferten sie besonders zuverlässige Ergebnisse. Vor allem betrafen diese auch die mögliche Arbeitsdauer in größeren Tiefen. Das äußerste leistete damals der Taucher Labonnaud, der in 44 Meter Tiefe mehr als

eine Stunde lang arbeitskräftig blieb. Der erwähnte englische Taucher Walker hielt sich mit einem Kameraden in 57 bis 59 Meter Tiefe bis zu 50 Minuten lang auf. Er muß über eine zum Leben unter Druck sehr geeignete Organisation verfügt haben, denn er brauchte nur 30 Minuten zum Aufstieg, anstatt der für diese Strecke von 59 Metern vorgeschriebenen 118 Minuten. In diesen nur ausnahmsweise betretenen Meerestiefen und darüber hinaus ruhen aber die bisher unberührten Schätze des Meeres. Es sind solche materieller Art: Perlen, Edelkorallen und andere wertvolle Meereserzeugnisse, ferner kostbare Ladungen gesunkener Schiffe an Edelmetallen und dergleichen. Vor allem aber sind es noch ungehobene Schätze menschlichen Wissens.

Notizen.

— Der Goethe-Verein veranstaltet seinen 17. Nachmittag zu vollständigen Preisen am Sonntag, den 24. März, nachmittags 5 Uhr, im Saale der Sezeßion, Kurfürstendam. Fritz Stahl wird einen Vortrag mit Lichtbildern über Albrecht Dürer halten.

— Ein Uebereinkommen über das Gabelsbergerische Stenographie-System haben die Regierungen von Bayern, Sachsen, Oldenburg, Sachsen-Weimar und Sachsen-Koburg-Gotha getroffen. Es soll die Einheitlichkeit der Schriftgestaltung und die Steifigkeit in der Fortentwicklung angestrebt werden. Anderen Regierungen, in deren Schulen Gabelsberger System gelehrt wird, steht der Beitritt frei.

— Die wissenschaftlichen Ergebnisse der deutschen Südpolarexpedition werden in einer dem Reichstag übermittelten Denkschrift der Regierung dargelegt. Es heißt da u. a.:

Die geologische Arbeit verändert die bisherigen Vorstellungen von der Verteilung der vulkanischen Kräfte auf der Erde und führt den sicheren Nachweis einer Eiszeit für die südliche Hemisphäre, welche durch ein Anwachsen der heute noch gewaltigen Eismenge in der Antarktis zustande kam. Die technischen und hygienischen Arbeiten geben sichere Grundlagen für die Ausrüstung und Ernährung von langen Seereisen, letztere verbreiten sich insbesondere auch über die Ursachen von Skorbut und Beriberi und deren Verhütung. Die zoologischen Arbeiten haben schon jetzt 101 neue Arten kennen gelehrt, unter denen die Arten der Crozet-Inseln, welche vor der Gauß-Expedition noch niemals besucht waren, besondere Beachtung verdienen. Sie sind fast alle bisher unbekannt gewesen und lassen auf eine zeitlich weit zurückliegende Isolierung dieser Inselgruppe schließen. Zum ersten Male wurden die in Moospolstern lebenden Wilben, Varentierchen, Amoeben, Würmer und Krebsiere der südlichen kalten Zone untersucht; neue Meerestiere hat die Expedition in gemäßigten Breiten des Atlantischen und des Indischen Ozeans gefunden, weil sie dort bisher nicht erschöpfte Gebiete durchsuchte. Auf den Kerguelen wurde zum ersten Male eine Laus mit schmetterlingsartigen Schuppen entdeckt, die dem Tiere das Atmen unter Wasser durch Mitnahme von Luft gestattet, so daß es auf Seeelephanten zu leben vermag.

— Goethe als Geschäftskellame. Mit dem echt philologischen Eifer, der den deutschen Philister aller Grade ziert, bemühen sich unsere Landleute daheim und draußen, jedes Haus, jeden Aussichtspunkt, kurz jede Vertikale, an der einst einer der Großen weilte, durch einen Denkstein oder eine Denktafel ein für allemal festzulegen. Denn der Buchstabe ist es, der bei ihnen leibendig macht. Verschnitzte Italiener machen sich diesen Sport weidlich zu Nutze. Hat man da jüngst in Macefina am Gardasee einen Gobelstein enthüllt. Flugs rühmt sich eine ganze Reihe von Häusern, wie die „Frankf. Btg.“ berichtet, daß Goethe hier gewohnt habe. Ein Hotel, das im Jahre 1906 erbaut wurde, hat sogar eine Tafel anbringen lassen mit der Inschrift: „Hier wohnte Goethe.“ Das ist gar keine so läbliche Parodie auf die Denksteinwut.

— Den Nutzen der deutschen Schuppodenimpfung rühmt Vertillon, der Direktor des Statistischen Amtes der Stadt Paris. „In Deutschland — schreibt er im „Matin“ — sind die Poden seit dreißig Jahren eine unbekante Krankheit. Daher kommt es, daß häufig deutsche Aerzte, die in Paris weilen, ihre dortigen Kollegen bitten, ihnen einen Podenkranken zu zeigen, da sie zu Hause nie einen zu sehen belämen. Die deutsche Statistik verzeichnet freilich einige zwanzig Podenfälle im Jahre, aber nur aus den Dörfern an der russischen und der französischen Grenze; es kommen auch jährlich zwei bis drei Fälle in sehr großen Städten, wie Berlin und Hamburg, vor. Städten, die von sehr vielen Ausländern besucht werden. Diese wenigen Fälle können nicht auf das Schuldkonto von Deutschland gesetzt werden. Nicht ohne große Anstrengung ist Deutschland so weit gekommen. Die Poden waren ehemals dort nicht weniger verbreitet als in Frankreich. Während des Krieges 1870/71 wütete eine heftige Epidemie in Deutschland so sehr wie in anderen Ländern, teilweise sogar noch mehr. Aber die schreckliche Heimtückung erleuchtete die Deutschen. Sie führten die obligatorische Impfung und Wiederimpfung ein. Daher sind die Poden für Deutschland wie eine Krankheit des Mittelalters geworden, die man nur vom Hörensagen kennt, als ein Beispiel der Unkultur früherer Zeiten.“